

Ferdinand von Schirach  
DER STILLE FREUND



Ferdinand von Schirach

# DER STILLE FREUND

Luchterhand



»Ich gestehe, ich glaube nicht an die Zeit.«

Vladimir Nabokov in *Erinnerung, sprich*



## *Der stille Freund*

Vor acht Jahren wollte Massimo von seiner Farm in Namibia mit der Propellermaschine in die Hauptstadt fliegen. Es war eine alte Cessna 172. Wir sind oft mit dieser Maschine geflogen, das sind gutmütige kleine Flugzeuge, solide und robust, sie brauchen nur kurze Landebahnen, und mit ein bisschen Pflege tun sie Jahrzehnte ihren Dienst. Massimo flog damit alle zwei Wochen nach Windhuk, um Einkäufe zu erledigen und Freunde zu besuchen. Das war angenehmer, als sechs Stunden in dem furchtbar unbequemen Toyota zu sitzen.

Als das Flugzeug abhob, stieg ein Schwarm Webervögel auf. Dagegen ist auch der beste Pilot machtlos. »Vogelschlag« stand später in dem offiziellen Unfallbericht. Er liegt mit den Fotos auf meinem Schreibtisch, während ich diesen Text schreibe.

Seine Frau saß mit ihrer Schwester auf der Veranda des Farmhauses, nur ein paar Meter von der Startbahn entfernt. Sie hörten die Explosion und rannten zu dem Rauch hinter dem Hügel. Verstreute Trümmerteile, Metall, das sich in den Boden gebohrt

hatte, ein herausgerissener Sitz. Neben der Piste der Rumpf des schmalen Flugzeuges, verbogen und zusammengestaucht, ein Flügel war abgerissen. Massimos Frau konnte den Geruch nach verbranntem Fleisch nie wieder vergessen.

Massimo und ich waren zusammen in einem Jesuiteninternat gewesen. Seine Frau ging in eine Klosterschule, mit deren Schülerinnen wir unseren ersten Tanzkurs hatten. Er war damals ein dürrer Junge mit bleichem Gesicht, riesiger Nase und lautem Lachen. Auch als Erwachsener sah er immer ein wenig aus, als sei er gerade aus dem Bett gekommen. Die Kragen und Manschetten seiner Hemden waren durchgescheuert, er trug heruntergetretene Schuhe, und alle seine Jacken hatten Löcher, selbst sein Smoking. Jede Form von Ordnung hielt er für verrückt, und Geld sei ausschließlich dafür da, es sofort wieder auszugeben. Seinen Wagen besaß er seit mehr als dreißig Jahren und hatte ihn noch nie gewaschen.

Massimo stammte aus einer streng katholischen Familie. Seine Mutter trug auf Festen den Sternkreuzorden. Als sein Vater einmal für ein staatliches Amt vereidigt werden sollte, sagte sie: »Du liebe Güte, man schwört nicht auf die Verfassung. Man dient nur dem Herrn.«

Als Kind las Massimo die Bibel, weil er mehr über diesen Gott wissen wollte, von dem seine Mutter ständig sprach. Der Gott des Alten Testaments



sei ein kleiner Feuergott, eifersüchtig und böartig, sagte Massimo später. Der brutale Gott eines unterdrückten Volks, einer, der Brüder gegeneinander kämpfen lasse. Dieser Gott habe Feinde und lasse sie von seinen Anhängern verstümmeln und töten. So ein Gott könne keine Welten erschaffen, dachte Massimo, das Universum ist zu erhaben für ihn. Er sagte, viele der Geschichten in der Bibel gehörten zum Besten, was er in seinem Leben gelesen habe. Nur glaubten die Christen, es seien keine Erzählungen, keine wundervollen Menschheitsmärchen. Sie würden die Wahrheit verkünden, behaupteten sie.

Jesus Christus sei ihm näher als der Gott des Alten Testaments, sagte Massimo. Ein verlassener und verletzlicher Mensch, einer der das Brot teile, tröste und heile. Massimo las die Bücher der Kirchenväter, einige Originalausgaben standen in der Bibliothek seiner Familie in Florenz. Er war beeindruckt von der Phantasie dieser gläubigen Männer, von ihrer Sicherheit und Intelligenz. Und er war angewidert von ihrer Intoleranz und Grausamkeit. Das, was sie »Beweise« nennen, kam ihm albern vor. Das seien nur Sprachspiele und Zirkelschlüsse, sie könnten die Welt nicht erklären, sagte er.

Jedes Volk kennt solche Mythen über die Entstehung der Welt. In China glaubten einige, das All sei ursprünglich ein Ei gewesen, in dem ein einziges Urwesen lebte. Bei den Maori waren Himmel und

Erde ein sich liebendes, eng umschlungenes Paar. Bei den Germanen gab es eine gähnende Schlucht, die große Leere zu Beginn des Weltgeschehens. Auch das sind phantastische Geschichten, voller Wunder und Fabelwesen. Aber jeder Mythos verlangt, dass man an ihn glaubt, sonst kann sich sein Zauber nie ganz entfalten. Und glauben konnte Massimo nicht.

Er suchte Antworten in der Antike. Der Schriftsteller Gustave Flaubert schrieb 1861: »Die Schwermut der Antike erscheint mir tiefer als die moderner Menschen, die alle mehr oder weniger glauben, jenseits der *dunklen Leere* liege die Unsterblichkeit. Für den antiken Menschen aber war die dunkle Leere die Unendlichkeit selbst. Seine Träume tauchen auf und versinken vor dem Hintergrund aus unveränderlichem Ebenholz. Keine Schreie, keine Bewegungen – nichts als ein starrer, nachdenklicher Blick. Als es die Götter schon nicht mehr gab und Christus noch nicht gekommen war, gab es diesen einzigartigen Augenblick in der Geschichte, von Cicero bis Mark Aurel, da war der Mensch allein. Diese Größe finde ich nirgendwo sonst.« Massimo fragte, warum diese Klarheit wieder verloren ging. Wie konnte das begabteste Volk, die Athener, nach den 50 strahlendsten Jahren der Menschheit, wieder Krieg gegen seine Nachbarn führen? Und warum waren nach der Aufklärung die größten Verbrechen der Menschheit möglich?

Ich erinnere mich auch, wie er eines Morgens im Internat in mein Zimmer kam, im Schlafanzug auf den Tisch stieg und laut die drei Fragen Kants stellte: »Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?« Dann sprang er herunter und sagte: »Das wird das nächste Jahr.« Bei einem Jahr blieb es nicht. Er las Platon, Aristoteles, Descartes und Spinoza. Nächstelang erklärte er mir, dass er ein Traum innerhalb eines Traums sein könnte. Oder ein Gehirn, das sich diese Welt nur ausdenke, eine Simulation. Dann ging es weiter mit Hegel, Fichte, Schelling, Schopenhauer, Nietzsche, Heidegger und der Frankfurter Schule. Und nie wurden Kants Fragen beantwortet.

Viel später beschäftigte sich Massimo mit den Naturwissenschaften. Wir lagen auf dem Dach der Farm in Namibia unter einem riesigen Sternenhimmel, und er versuchte seiner Frau und mir vergeblich Superstrings in höher dimensional Bahnen zu erklären. Er sprach von Paralleluniversen, von Big Bangs, die aus Big Crunches entstünden, von schwarzen Löchern in fünfdimensionalen Räumen und von Blasen, die selbst so groß wie Universen seien. Es werde immer wieder neue Theorien geben, die versuchen, den Anfang zu verstehen und das Ende vorauszusehen. Diese Theorien würden von den hervorragendsten Gehirnen unseres Planeten entworfen, sagte Massimo. Aber sie seien nicht überprüf-

bar, man könne sie glauben oder auch nicht. Es seien also ebenfalls Mythen, nur weitaus klügere.

An einem frühen Morgen im August, nachdem Massimo wieder die ganze Nacht gelesen hatte, trat er auf die Terrasse seines Hauses in Florenz. Es war schon warm, die Dächer der Stadt leuchteten, die Kuppel von Santa Maria del Fiore, Giotto's Campanile und der Turm des Palazzo Vecchio. Und dann, ganz plötzlich, wurde ihm klar, dass nur das Lebendige wahr ist, nur das Staunen, nur die Schönheit unserer Welt, dieser eine Moment. Er ging in ein Café, bestellte ein Cornetto, biss hinein und konnte nicht mehr aufhören zu lachen. Massimo nannte diesen Moment später seinen »stillen Freund«, zu dem er immer wieder zurückkehren konnte. Das verstand ich sehr gut.

Er sagte, es sei Wahnsinn, dass alle Menschen immer wieder die gleichen Erfahrungen machen müssten. Und die gleichen Fehler. Man solle doch einfach einmal alle Regeln aufschreiben, mit denen ein Leben gelinge. Nach Massimos Tod fragte mich seine Tochter, ob ich dieses Buch für sie schreiben könne.

Ich vermisse meinen klugen Freund noch immer. Aber ich fürchte, er irrte sich. Natürlich, man muss freundlich sein, großzügig, tapfer und sanft. Es ist albern, sich selbst allzu ernst zu nehmen. Und niemals, wirklich niemals, darf man sich als Opfer

sehen. Aber das ist schon alles. Es ist doch ganz gleichgültig, ob wir in der besten oder der schlechtesten aller Welten leben. Alle Fragen nach einem Sinn sind Kinderfragen. Niemand weiß, warum das eine Leben glückt und das andere nicht. Es gibt keine Regeln, es gab sie noch nie.

Ich jedenfalls kann Massimos Buch nicht schreiben. Aber ich erinnere mich an den Geruch des Sommers in Südfrankreich, als ich 15 Jahre alt war und an den roten Sand des Tennisplatzes in unserem Park und an die sehr langen, weißen Seidenhandschuhe meiner Tante.

Ich bin Schriftsteller, ich erzähle nur Geschichten.

## *Spiegelstrafe*

Auf dem einzigen Foto, das ich von Cynthia besitze, ist sie fünf Jahre alt, ich bin zwei Jahre jünger. Wir stehen am alten Brunnen im Rosengarten vor unserem Haus in München. Sie ist größer als ich und hat eine Hand auf meine Schulter gelegt. Wir schauen beide angestrengt in die Kamera, die vermutlich mein Vater hielt. Ich erinnere mich nicht an die Situation, an nichts, was davor oder danach geschah. Nur dieses Schwarz-Weiß-Foto gibt es noch.

18 Jahre später traf ich sie auf einem Empfang in Bonn wieder. Sie studierte damals in England und besuchte über das Wochenende eine Freundin in der Stadt. Ich hatte dort gerade mein zweites Semester begonnen.

Um Cynthias vollständigen Namen mit allen Vornamen und Titeln zu schreiben, brauchte man eine halbe Seite. Sie stammte aus einer schlesischen Familie, die nach dem Krieg alles verloren hatte. Als sie vier Jahre alt war, sind ihre Eltern in Südamerika bei einem Autounfall umgekommen.

Cynthia war bei ihren Großeltern aufgewach-

sen. Das alte Fürstenpaar lebte damals in München. Sie beklagten sich nie, aber sie kamen nicht gut zu recht. Sie wohnten in drei kleinen Zimmern, die bis zur Decke mit Antiquitäten und Erinnerungen vollgestopft waren. Die Regeln, die sie gelernt hatten, galten nicht mehr, und die neuen Regeln hatten sie nie ganz verstanden. In Schlesien hatten sie zu den reichsten Familien gehört, jetzt besaßen sie nichts mehr. Sie wurden von Verwandten und Freunden unterstützt und wandten sich immer weiter zurück, der Vergangenheit zu.

Als ich Cynthia an diesem Tag in Bonn wieder sah, trug sie ein blau-schwarzes Kleid, eine vierfache Perlenkette umschloss eng ihren Hals. Sie hatte die Arme vor der Brust verschränkt und hielt eine Zigarette zwischen den Fingern. Es war verblüffend: Sie sah genau aus wie das Bild, das der Fotograf Horst P. Horst 1946 von Babe Paley in New York für die *Vogue* gemacht hatte. Neben Cynthia stand einer der Männer, deren Gesichter immer zu nahe kommen, wenn sie reden. Ich ging zu ihr, sie umarmte mich und schien erleichtert. Wir verabredeten uns für den Abend, sie wollte meine Wohnung sehen.

Ich holte sie in Bad Godesberg bei ihrer Freundin ab, und wir fuhren mit der Straßenbahn zum Bonner Hauptbahnhof. Wir gingen auf der Poppelsdorfer Allee an den immer schmutzigen Tulpen vorbei und weiter unter den hohen Kastanien bis zu mei-

ner Wohnung. Es war ein später Frühlingstag gewesen. Die Stadt hatte den Rasen mähen lassen, es roch nach frischem Gras und nach Erde. Wir setzten uns auf den Balkon meiner Wohnung, und dann begann es endlich zu regnen. Die beiden Eisenstühle, die ich auf dem Flohmarkt gekauft hatte, waren zu unbequem, deshalb zogen wir die Matratze, die mein Bett war, aus dem Zimmer auf den Balkon. Ich machte Kaffee, und sie öffnete eine Flasche *Pimm's No. 1*, die sie mitgebracht hatte.

Cynthia hatte ein Stipendium der Studienstiftung, leitete den Debattierclub ihres Colleges, spielte Theater in der *Oxford University Dramatic Society* und hatte bereits einen Aufsatz in einer angesehenen philosophischen Fachzeitschrift veröffentlicht. Wir sprachen darüber, was wir tun würden und wer wir sein wollten. Natürlich traf später fast nichts davon ein, aber in dieser Nacht war alles wahr, was wir glaubten, und nichts fehlte uns.

Irgendwann zog sie ihre Schuhe aus und stützte ihr Kinn auf die angezogenen Knie. Ich verstand jetzt, warum Truman Capote gesagt hatte, Babe Paley sei einer seiner »Schwäne« gewesen. Ich fragte, ob sie wisse, dass sie heute beim Empfang wie die Paley ausgesehen habe. Sie lachte und nickte. In ihrem Internat in England hätten sie oft die Fotos von Cecil Beaton, Horst P. Horst und den anderen Fotografen aus den 50er und 60er Jahren nachgestellt. Sie hätte



immer Babe Paley auf diesen Bildern gespielt und ihre beste Freundin Wallis Simpson – die Frau, wegen der König Edward VIII. abgedankt und auf die englische Krone verzichtet hatte.

»Das Kleid und die Perlenkette gehörten meiner Mutter«, sagte sie.

Truman Capotes Schilderungen von seinen Schwämmen in New York kannte sie natürlich. Aber an seinem Buch *Erhörte Gebete* sei nur der Titel großartig, sagte sie.

»Capote wollte der Marcel Proust Amerikas werden«, sagte Cynthia. »Er hatte mit seinen Büchern *Frühstück bei Tiffany* und *Kaltblütig* ja unfassbaren Erfolg gehabt und damit auch einen ganz neuen Stil erfunden. Es war der Höhepunkt seines Lebens. Jetzt wollte er die New Yorker Gesellschaft so beschreiben, wie Proust das mit der Pariser Gesellschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts getan hat. Aber das war natürlich nicht möglich.«

»Warum?«, fragte ich.

»Capote verstand nicht, dass Marcel Proust über die *upper class* geschrieben hatte, er selbst aber über die *high society*. Das sind zwei völlig verschiedene Dinge.«

»Interessant«, sagte ich.

»Die *upper class*«, sagte Cynthia, »hat es immer gegeben und wird es immer geben. Aber die *high society* wurde erst durch die Boulevardpresse möglich,

durch Radio und Fernsehen. Jeder in Amerika konnte jetzt etwas über diese Gesellschaftsschicht erfahren. Am Anfang in *McClure's Magazine* und im *Ladies' Home Journal* und später in allen Zeitschriften und Zeitungen, selbst in den seriösen. Es war ja kein Zufall, dass Capote seinen *Black and White Ball* 1966 im Plaza zu Ehren der Herausgeberin der *Washington Post* gab. Die *high society*, das waren die Neuen, das neue Geld, die *nouveaux riches*. Die amerikanische *upper class* ist selbst in diesem noch jungen Land viel älter. Ihre Vorfahren haben die Unabhängigkeitserklärung unterschrieben, die Eisenbahnlinien gebaut und die Universitäten gegründet. Diese Leute haben nach und nach besondere Umgangsformen entwickelt, komplizierte Codes und Verfeinerungen, so wie der französische Adel bei Proust. Mit den Aufsteigern aus New York wollten sie nichts zu tun haben. Die Häuser und Familien der *upper class* waren den Neureichen nicht zugänglich, zu den alten Clubs bekamen sie trotz ihres Geldes keinen Zutritt. Die *high society* war also eigentlich eine Gegenbewegung zur *upper class*. Vor allem spielte das Leben der Neureichen in der Öffentlichkeit, nicht im Privaten. Jeder konnte und sollte ihrem Leben zuschauen. Es ging darum, berühmt zu sein.«

»Und in der *upper class* hat niemand so etwas gewollt? Klingt ein bisschen wie heute«, sagte ich.

»Genau wie heute sogar. Mein Großvater sagt,